

Die Zeiten Weh

Nr. 25

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

Der Förster von Konradsreuth.

Roman von Nicolaus Krauss.

(Fortsetzung.)

Im Hofe hatte sich ein lauter Zank erhoben. Kreischend klang die Rasiermesserstimme des Holzhändlers herein:

„Sibral... und ich sage Ihnen... sage Ihnen... wenn Sie in acht Tagen nicht mit den Schwellen fertig sind, halte ich Ihnen den Lohn ein! Ich deponire das Geld bei der Bank... Schwarz werden müßt Ihr Luderfisch!... Ich werde es Euch schon zeigen!“

„Ist sich Alles-geschehen bis jetzt, was sich versprochen und ausgemacht...“

„Versprochen und ausgemacht?“ Hoffmann krachte vorbestürzt. „Auch die Spigen, die Ihr Alle in's Meißig gehacht?“

„Ist sich Gebrauch und Herkommen!...“

„... Daß die Försterin den Nebbach machen muß?“

Gruber stürzte nach der Thür. Seine Frau faßte ihn am Hocke. Er hob die Faust.

„Schlag zu!... Aber wenn Du kein Gefühl für Deine Würde hast...“

Er warf sich herum.

Draußen flog mit einem Krach das Hofthür zu. In dieser Nacht schlief die Försterin wenig.

Als ihr am Morgen einer der fremden Arbeiter die Gefahr schilderte, in der sich der Förster während des Waldbraudes befunden hatte, war sie in's Zittern gerathen; als der Mann aber von der Todesverachtung erzählte, mit welcher der Adjunkt die Stange gelegt, gehalten und so den Förster gerettet, war es ihr auf einmal gewesen, als griffe eine eiskalte Hand nach ihrem Herzen, um es zu erdrücken.

Darüber kam sie nicht hinweg.

Woher der Unterschied? Der war doch ihr Mann, auf den sie stolz war, und Jener der Fremde!

„War es so weit mit ihr gekommen?“

Ihr ganzer Körper glihte.

„Nein!... Sie hatte sich nichts vorzuwerfen, weder an Werken, noch an Worten... Den möchte sie sehen...“

„Auch nicht an Gedanken?“

Sie zitterte. In der Brust war es ihr wie ein Krampf. Plötzlich schossen ihr die Thränen hervor.

„Nein, nein, nein!... Nur-das nicht!... Ich will nicht, nicht!... Ich will nicht!...“

Sie schrie es fast. Draußen in der großen Stube hatte das Athmen ausgekehrt, nach einer Weile klang die Stimme des Försters:

„Giebt es was?“

Kene stopfte den Bettzipfel in den Mund, um nicht loszukommen. Während sie mit angestrengtem Ohr lauschte, mußte sie sich ihrer Tante in Mühl-essen erinnern. Die hatte oft in der Nacht geweint und mit sich selbst gesprochen und alle Zeitigen an-

gerufen. Aber es war nur die Noth gewesen, die Sorge, wie sie ihren Kindern Brot schaffen sollte.

„... Aber sie hatte gut mit ihrem Manne gelebt!... Diese zarte Fürsorge! Dieses Eingehen auf ihre Eigenheiten!... Sie trugen ja Alles gemeinsam, Freuden und Leiden... Alles!... Des Försters Athem kam wieder regelmäßig.“

„Und was hatte sie bisher von ihrem Leben gehabt?... Noth und Arbeit, Arbeit vom frühen Morgen bis in die Nacht... Sie hatte es auch zu etwas gebracht, ja... und die Noth, die sie als Kind in ihre Träume verfolgte, schreckte sie nicht mehr.“

„... Soll waren Kisten und Kasten... Aber sie war doch auch ein Mensch!... Nur ein bißchen Liebe!... Jedes Tagelöhnerweib war glücklicher als sie!... Nur ein bißchen...“

Sie spürte, wie ihr das Blut in allen Gliedern klopfte.

„... Ach, er hatte ja kein Herz!... Dieser... dieser verdammte Wald... er war ja kein Alles!“

„... Sie hatte ja garnicht gehofft, gar keinen Anspruch erhoben, daß er zu ihr sein sollte, wie ein verliebter Narr... Nie hatte sie die Sorte ausstehen können... Aber es war doch ein Unterschied!...“

In der ersten Zeit hatte er ihr doch manchmal ein gutes Wort gegeben, sie auf Das und Jenes aufmerksam gemacht, sie fühlte, daß er um sie besorgt war, daß er sich mit ihr beschäftigte, auch wenn sie nicht bei ihm war. Mäthlich lebte sie sich in ihn hinein, in seine Gefühlswelt, seine Anschauungen.

Da kam die Geschichte mit dem Walde... Und Alles war aus! Kein Wort, das er nicht sagen mußte, bekam sie mehr zu hören. Wie ein Eishauch ging es von ihm aus. Er lebte für sich... Was war sie ihm denn noch?... Eine Magd, ein Hilfsmittel, damit er seinen Dienst besser versehen konnte... Nicht einmal das mehr... Die reinste Verachtung hatte ja heute aus seinen Worten geklungen... er verachtete sie, seine Frau, ihren jungen, kräftigen Körper...“

Die Decke stieß sie mit den Füßen fort, hob die Arme und verkrampfte die Finger.

„Schwester!... Liebes Schwester!...“

Sie versuchte zu beten, aber immer wieder stochte sie. Eine dumpfe Wuth stieg in ihr auf.

„... Wenn er sie nicht mochte, warum hatte er sie dann genommen?... Damit ihm die treue Magd nicht verloren ging?... Da war doch der Andere...“

„... Der Andere!...“

Es kam ihr vor, als stünde er an ihrem Bette und bläute sie mit seinen treuherzigen Augen lächelnd an. Sie streckte die Arme aus, ihr Körper flog.

„Ich liebe Dich!... liebe Dich!... liebe Dich!...“

Mit einem Male war sie ruhig. Sie schloß die Augen.

„... Das war es!“

Ein unendliches Glücksgefühl überrieselte sie. Sie hatte Klarheit über sich gewonnen. Manches seiner Worte in der letzten Zeit, eines Blickes, jeder Geste erinnerte sie sich, sie mußte, auch er war ihr gut.

Jetzt möchte kommen, was da wolle!

Sie hielt den Athem an, um die fremden Silber nicht zu verschrecken. Wie in ein weiches Wiegen kam sie.

Plötzlich riß sie die Augen weit auf.

„... Sie sollte den alten Mann verlassen?...“

Er hatte es nicht anders gewollt.

„... Ihr gegebenes Wort brechen?...“

„... Hatte er das seine gehalten?“

„... Eine Bauernseele hatte er sie geschimpft?!... Keinen Funken Ehre sollte sie im Leibe haben?!...“

Ein Laut kam ihr durch die Zähne, wie aus dem Munde eines Ertrinkenden.

Sie fuhr sich mit den Händen über die Schläfen, streckte den rechten Arm über das Kissen und legte den Kopf darauf.

Ihr Entschluß war gefaßt.

* * *

Als der Adjunkt am anderen Tage — wie es seine Gewohnheit geworden, seitdem die fremden Arbeiter im Forsthaufe sich befanden — etwas vor Mittag aus dem Walde zurückkehrte, ersuchte ihn die Försterin, ihr in den Garten nachzukommen.

Es war gegen elf Uhr. Als Kene durch das Thürchen trat, perlte an den Blättern und Stielen der Kohlrabi, über die der Schatten des alten Birnbaumes fiel, noch hie und da ein Tröpfchen Thau; die andere Hälfte des Gartens, links vom Steige, lag in voller Sonne. Starker Rosenrost schlug ihr entgegen. Die Krone des Rosenbüschchens plusterte im Sonnengesimmer wie eine große, weiße Kugel. Aber der Duft kam nicht rein. Sommer stärker schlug ein anderer Geruch durch, herb, aromatisch, beinahe betäubend, der Geruch des Dills, dessen grüngelbe Scheibe über allen Beeten stand.

Langsam ging die Frau den Steig entlang. Ihr Auge glitt über die hellen Blättchen der Petersilie, das aufstehende Kraut der Mohrrübe, über die dunkelgrünen Selleriekräuter, die schlauchartigen, saftigen Stiele der Zwiebeln, an deren Spitze blaßrothe Knöpfe schwankten. Auf dem Salat bemerkte sie einige Schnecken, sie bückte sich,

um sie abzulesen. Hinter ihrem Rücken, von Sträßen her, erklang eine Kinderstimme.
 „Fran Försterin? Kann ich hineinkommen?“
 „Ich möchte Ihnen helfen!“
 Rene wandte sich. Ueber den Zaun lehnte Frank's Jüngste.
 „Nein, Martha! Ich bin gleich fertig.“
 „Wenn Du helfen willst, dann geh zur Josef. Sie ist hinter dem Schuppen.“
 „Ja!“
 Das Kind trollte sich.

Die Frau erhob sich und griff nach dem Stod, an den man das Rosenbäumchen gebunden. Der Adjunkt stand vor ihr auf dem schmalen Grasstreifen, der an den Beeten hinter.
 „Ich habe gleich eine Schüssel mitgebracht. Wie stehen hoch Salat?“
 Sie nickte, und er ließ sich nieder, um mit dem Messer zu hantieren.

Da sagte sie:
 „Herr Plant, ich hab' eine Bitt'...“
 Das Wort Herr hatte ihn mißtrauisch gemacht. Von der Seite blickte er zu ihr empor.
 „Sehen Sie fort von hier!“
 Die Worte wurden herangestoßen, jaß wie ein Pfeil.

Das Messer klapperte in die Blechschüssel.
 „Ja?“
 „Aber warum denn? ... Warum?“
 Die Frau griff in den Rosenstod, daß ihr die Dornen in's Fleisch drangen.

„Weil ... weil ich ... Dir gut bin!“
 Mit leuchtenden Augen wollte er sich erheben, ihr Blick zwang ihn wieder auf die Knie nieder.
 „Du mußt fort, Bernhard, Du mußt!“
 Was soll daraus werden? ... Ich fürchte mich ... vor mir selber ...“

Ein wenig Hoffnung lag noch in seinem Blick.
 „Um Deiner Mutter Willen ... schon mich!“
 Seine Augen waren wie erloschen. Eine Weile
 „Sollt' ich mir ...“

Sicheres Glück
 „Ich kann ... Gruber sagen ... daß Du gehst?“
 Er nickte.

„... Am Samstag?“
 Er nickte, wieder und wieder, als wären seine Gedanken ganz wo anders ... als konnte er es gar nicht lassen ... Und sie sah es mit brennenden Augen. Ihr Herz schrie; niederwerfen hätte sie sich können zu ihm, aber sie biß die Zähne zusammen ...“

„Fran ... Fran!“ Klang die Stimme der Magd vom Hofe her.
 „Ich komme schon!“
 Mit der Rechten fuhr sie ihm über das Haar, ein kleiner rother Tropfen fiel auf seine Stirn, dann war sie verschwunden.

VII.

In den ersten Jahren hatte Gruber die Jagd im Revier Konradsreuth, in den Bauernhöfzern, die seiner Verwaltung unterstellt waren, auf den wenigen Feldern der Siedelung selbst behalten und ausgeübt.

Die Nacht war nicht hoch. Die drei Gulden, die er für die Feldjagd zahlte, bildeten Jahre lang die einzige direkte Einnahme der „Gemeindekasse“. Ein Fuchsbau, in dem es nicht ab und zu noch Wildpret froh, war nicht gut bezahlbar. Jeder Jäger, der etwas war, machte sich höchstens den Aufwand, je nach der Jahres- und Erntezeit einen Hosenknäuel, ein Reithut, eine gepolsterte Waidlaube mangelt zu bekommen. Der stellte sich mit persönlicher Regsamkeit zur Zeit des Scherenschnittes ein, und wenn auch nur eine gebundene Schmitze abfiel, Jener wartete, bis die Reithüte auf den Boden klangen. Und wieder ein Anderer mußte jeden Sommer einen Reispeter nach der Stadt geschickt bekommen. Er sah ihn nie, verschäuferte ihn nach Reichenbad oder Karlsbad, aber er kündigte die Fuchsjagd, wenn er ihn nicht erhielt. Gruber selbst war kein Reispeter. Von seinem Ort unter her hatte er noch Kuchengeißel, und er sah

darauf, daß sie ausgeführt würden. Als die Franziskaner einst ihr Fischotter-Nezept verloren hatten, im Forsthaus zu Konradsreuth fand der Sammelwäpfer einen Zettel, der ihm und seinen Brüdern Trost brachte.

Und noch ein anderer Grund bewog Gruber, die Jagd immer wieder zu behalten. Er fühlte sich freier, unabhängiger, als wenn er einen Jagdpächter hinter sich gewinkt hätte, bei dem Verdächtigungen der Natur der Sache nach nur ein zu williges Ohr hätten finden müssen. So war er auch in dieser Beziehung sein eigener Herr, hegte oder schob ab, wie es ihm gut dünkte.

Mit der Zeit machte sich ein Uebelstand freilich mehr und mehr bemerkbar. Durch die Bahnen war die Stadt nach Jahrhundert langer Abgeschlossenheit wieder zu einem Mittelpunkt des Verkehrs geworden. Den Bürgern floß Geld zu, ihr Gehaben wurde „herrlich“. Und als feinstes Vergnügen galt ihnen die Jagd. Zuerst mußten die Bauerngemeinden des Flachlandes daran glauben. Junge Leute, die eben erst einen Laden oder ein Geschäft aufgemacht, schloßten an den Sonntagen mit dem Zwilling auf dem Rücken durch die Felder, stöberten in den Gärten, schenkten Gänse und Hühner, ärgerten durch ihr Getöse den Kettenhund und machten den Bauer um seine Getreideschuber zittern. Die höchste Schicht — was das Geld betraf — die den Gemeinde- und Stadtrath bevölkerte, zog den Wald vor, den Stadtwald vor Allem. Wer von den Förstern nicht hart und zäh war, konnte seine Jagd nicht mehr halten.

Beim Förster von Konradsreuth hatten sich schon Einige einen Stroh geholt. Da luden sie sich bei ihm selbst zu Gaste. Und Der brachte einen guten Freund mit, Dieser hatte wieder einen Bekannten oder Geschäftsfreund, den man nicht vor den Kopf stoßen konnte, und so war schnell eine lustige Gesellschaft beisammen. Jetzt war der Förster, der nicht gut Nein sagen konnte, weil alle diese Leute in der Gemeinde ein Wort zu reden hatten, der Jagdherr; und als solcher mußte er sich ein anständiges Jagdessen und einen tüchtigen Kump zu jagen. Was so ein „Neintädler“ traf und erlegte, nahm er mit nach Hause, um es seiner Frau zu „zeigen“. So kam das Vergnügen nicht einmal theuer.

Einige Jahre sah sich's der Förster mit an; dann wuchs ihm die Geschichte zum Hals heraus. Da bot sich eine Art Mittelweg. Der Rentner Grammann pachtete Gruber die Reijagd ab, kam jedes Jahr einmal im Sommer mit einer ganzen Gesellschaft heraus, gab im Forsthaus ein Essen und die Sache war abgethan. Das konnte sich der Förster schon gefallen lassen. Gern gab er noch den Kirchbau drein, auf den der Rentner in jedem Frühjahr Anspruch machte.

Grammann hatte ein Menschenalter in einem langen, schmalen Sewölbe verlebt, das sein Licht nur durch die Thür erhielt; er hatte im Winter gefroren, daß ihm die Finger sprangen, im Sommer geschwitzelt wie ein Karren Gaul. In ihm, dem Greisler, kamen Alle: wer eine Schachtel Wische brachte und wenn es nur eine Hand voll Drahtstifte zu thun war; er hatte Waschlau und Perlinge; Maracha mußte er führen und Petroleum; zwei Rinde Riech gab er um vier Kreuzer, kamen noch fünf Pfünzige Quargeln hinzu, machte es ein Sechser mehr; Jodur und Nabeln wurden verlangt, Seifenstein, Speck, Salkammern und, selbstverständlich, Sauerkraut. Und all die Kunden, von dem Kinde, das, ehe es seine Bestellung machte, einen Zunderstengel als Dreingabe verlangte, bis zum alten Mütterchen, dem es außerdem noch auf die Stadtkneigleiten auf „u“, mußten unter der Thür abgesetzt werden; der ganze Laden war vollgepfropft mit Krößen und Koffen, Fuchsen, Körben und Säcken; immer wieder mußte die Waage umgestellt werden: die Leute, die mit Kreuzern einkauften, sahen gar so scharf nach dem Pfünzlein.

Lang Mühe und Fleiß hatte es Grammann in all den Jahren zu nichts gebracht. Da starb ihm eine alte Tante, eine Gärtnersfrau vor dem Oberthor, und hinterließ ihm ihr Grundstück. Als die

Stadtmaltern fielen, wurde der Garten Baufeld Gemeinde und Spekulantien stritten sich um die Dissen. Grammann wartete zu; als die Partei einander gehörig in die Höhe getrieben, verkaufte er und ward über Nacht ein reicher Mann. Er hatte sein Ideal erreicht, war Rentner geworden.

Jetzt wollte er sich auch etwas gönnen. Aber sei es, daß er früher zu viel von seinen eigenen Waaren gekostet oder sich in den ersten guten Jahren zu sehr übernommen; er wurde zwar bald recht wohl beleibt, aber er ergrante schnell und litt an Verdauungsbeschwerden. Der Arzt rieth ihm Bewegung an; er möge fleißig auf die Jagd gehen. Zeit hat er ja. Grammann ließ es sich gesagt sein und trat mit Gruber in Verbindung. Er genoss in der Stadt gerade nicht viel Achtung. Der kleine, dicke Emporkömmling mit dem grauen, kurzen Vollbart und den dicken Säcken unter den Augen war nicht „fein“, seine Sprache kam stöbweise, und es klang, als hätte er ein Knödel im Munde — aber, einmal warum denn nicht, einmal im Jahre konnte man ihm die „Ehre“ schon anthun! So hatten seine Einladungen bald bei den höheren Beamten und eingeleiteten Bürgern Beachtung gefunden. Freilich machte er schon vierzehn Tage vor der Jagd seine Aufwartung; außerdem war er ein „guter Jagdherr“, jeder, der etwas traf, konnte es sich mitnehmen und wenn er selbst mit leeren Händen heimziehen mußte.

Mit der Zeit hatte sich so eine Gesellschaft zusammen gefunden, die den Jagdherrn stillschweigend duldete; ihn ab und zu aufzog und hänselte, was der Gutmüthige als eine „Chrung“ weiter nicht übel nahm. Dem Förster Gruber ging das Verhalten der Geladenen manchmal gegen den Strich aber da Grammann sich nicht daran stieß, augenscheinlich kein Gefühl dafür hatte, welche Rolle er spielte, vergnügt war und gut zahlte, warum sollte er sich da hineinmischen? Als Abwechslung waren ihm diese Jagdtage überdies nicht einmal unwillkommen ...

Am Freitag hatte Grammann durch die Rose das Erscheinen der Jagdgesellschaft ankündigen lassen am Samstag lud der Krämer von Wosau, den man extra für den Umweg bezahlt hatte, das Bier, die echten Emmenthaler, den Reis und das Rindfleisch ab — für die Hühner sollte die Frau Försterin sorgen — und am Montag gegen zehn Uhr kamen die drei Kutschen daher gefaselt.

Vor'm ersten Holzhanerhaus schrie ein Hofmann „Hoch!“ ... Drei, vier Hütten hoben sich. Es war ein warmer Tag, Anfangs Juli.

Der Förster stand am Fenster.
 „Na ja! ... die alte Kumpanei!“
 Er mußte noch einmal den ersten Wagen, dem Grammann und der noch kleinere, noch dicke Apotheker den Fond schier zum Plagen füllten.

„Was das? ... Auf dem Bod? ... Mit Sam sehen wie der selige Lederstrumpf? ... Und mit ein Brillen auch noch dazu?“
 Die Herren füllten die Stube und tranken ein Jagdtrunkel, während draußen die Kutscher sich die Weitschenstiele umkehrten, weil sie über die Umstellung der Wagen, die Abfütterung der Pferde einen kleinen Diskurs gerathen waren.

Der Förster konnte zwei Triebe in Aufsicht stellen. Vier Kreuzböcke waren da, einige Schieb. Man ließ ihn nicht ausreden, drängte zum Aufbruch. Grammann hatte noch allerlei mit der Försterin abzumachen. Der Wachschennmann ging nicht von der Seite, während die Erfahrenen um Gruber sammelten, der die Standplätze damit das Glück zu vergeben hatte.

Endlich waren sie draußen. Sie hatten bei versprechen müssen, im Walde keine Zigarre anzuzünden.

Rene athmete auf. Die Josef war wüthend. Die Kutscher hatten schon nach Bier geschrien. „Komme doch das Pilsner nicht anzapfen!“ ... erinnerte sich die Försterin, daß noch einige Flaschen von den Böhmen übrig geblieben. So ward es da Ruhe, und man konnte an die Arbeit gehen.

Erst hatte Rene ja nicht geglaubt, daß sie Hühner zusammenbringen würde. Die Schaar

eigenen war schon ziemlich zusammengeschmolzen. Na, das war gestern ein Ves' gewesen! Im ganzen Dorfe hatte sie rumgestöbert. Und das Geschrei und das Gehülpe! War ja manches Raubbein darunter, na, aber... der Paprika würde es schon zudecken!

Genie's Gesicht glühte wie die Herdplatten ihres Ofens; der pfliff und das ganze Forsthaus schwamm in Bratbunt.

Nach drei Uhr kamen sie zurück; Jäger und Schützen, wie der Kaufmann Körkendörfer unterschied. Er suchte. Er war gewiß „ein alter Schütz“, aber so etwas war ihm noch nie vorgekommen. An einen ganz unmöglichen Platz hatte man ihn hingestellt, nichts war ihm vor das Rohr gekommen als eine alte Käsin, und die hätte er doch schonen müssen. Wieder suchte er wie ein alter Landfuhrmann. Und als er sah, daß die Kofel sich bekrönte, lästerte er erst recht. So ein altes Mensch! Daß man so etwas in einem alten Forsthaus auch nur duldet!

Gewiß war sie ihm vor der Jagd über den Weg gelaufen und so an seinem Unglück schuld!...

Der Herr mit den hohen Samaschen — Grüber hatte von dem Jagdhorn erfahren, daß es ein Professor Jacob sei — strahlte... Ja er!... Sicher hätte er zwei von den Thieren todgeschossen, wenn er nur mit seinem Gewehr früher fertig geworden wäre!... Zwei Männchen seien gerade vor ihm aufmarschirt, beinahe zum Greifen. Aber dann war ihm das mit den Patronen nicht gleich zusammengegangen... und dann... waren sie weg, und es kamen schon die Treiber... Mein, wenn er sich ein wenig einübte!... So leicht hätte er sich eine Jagd nicht vorgestellt!

Zwei Holzhauer kamen mit der Beute. Staatsanwalt Herlner hatte einen Spießer erlegt, der Förster einen starken Kreuzbock geschossen. Durch eine kleine Mogelei hatte man den Anderen weiß gemacht, der Jagdherr sei der glückliche Schütze gewesen. Beim Anblick der Strecke ging das Glückwünschen von Neuem los. Selbst die Kutscher kamen herbei. Und einer schlug dem ehemaligen Greifler auf die Schulter und sagte freudig:

„Herr Grammann... Wirklich, ein Kapitalbock!... Alle Achtung!“

Grammann war ganz Glück. Er gab jedem der Treiber einen blanken Silbergulden und verordnete, daß die Kutscher so viel Bier trinken konnten, wie sie wollten... (Fortsetzung folgt.)



Deutsche Sonnenfürsten.

Von Konrad Koester.

(Fortsetzung.)

König Friedrich II. von Preußen, der einer solchen That, wie des massenhaften Verkaufes von Untertanen, dem doch nicht fähig war, hat seine Verachtung der betreffenden Landesväter nicht verschwiegen; er erklärte, von solchen verkauften Truppen, die sein Gebiet berührten, würde er Viehzölle erheben lassen, denn hier seien vernünftige Menschen wie Thiere verschachert. Und, als einmal wirklich ein von seinem Ausbacher Verwandten verkaufter Truppentransport die preussische Festung Wesel passieren wollte, ließ er Kanonen gegen die Menschenhändler auffahren, so daß sie einen Umweg machen mußten. So hält er denn auch mit seinem Urtheil über die gleichwerthigen Thaten seines eignen Großvaters, des Königs Friedrich I., keineswegs zurück, worüber er unter Anderem schreibt: „Er handelte mit dem Blut seiner Völker an Engländer und Holländer, wie die unerschweifenden Tartaren, die ihre Heerden an die Schlächter Podoliens zum Abstechen verkauften.“ Friedrich I. kommt nach Charakter, Anschauungen und Lebensführung ein hervorragender Platz unter den Sonnenfürsten zu: wenn er hier mit Stillschweigen übergangen wird, so geschieht das nur deshalb, weil erst vor wenig Monaten, bei Gelegenheit der Zweihundert-Jahr-Feier, seine Verdienste ausgiebig gewürdigt worden sind. Sein Sohn und sein Enkel dagegen gehören nicht in diese Reihe. Friedrich Wilhelm I. Hofhaltung war

von einer für einen Fürsten jener Zeit ganz phänomenalen Sparsamkeit, und bei seiner Unbildung, ja, Bildungsfeindlichkeit war unter ihm kein Raum für ausländische Schmarotzer und Stellenjäger, so daß drei der wichtigsten Faktoren fehlten, die anderweitig finanzielle Zerrüttung und Korruption auf allen Gebieten veranlassen. Sein Siedepferd, die Armee, war freilich kostspielig genug, und um sie zu vergrößern, war ihm jedes Mittel gut genug; aber er hat sich nicht mit der Schmach des Verkaufs von Landeskindern besleckt. Derselben negativen Art sind die Vorkläger, die den Absolutismus des alten Fritz von dem der Sonnenfürsten unterscheiden. Es war zwar nicht der große Staatsmann, für den die patentirten Vertreter der Hohenzollernlegende ihn ausgeben: die miserable Lage der Landbevölkerung auf Kosten seiner Junter zu bessern, hat er nie mit vollem Ernst versucht. Und wie ihn, der durchaus in französischer Bildung lebte, nicht einmal ordentlich deutsch sprechen konnte und sich über unsere Literatur bei Beginn ihres klassischen Alters in einem besondern Schriftchen mit wenig Witz und viel Behagen lustig gemacht hat, ein Verdienst um die Entwicklung der deutschen Literatur zugeschrieben werden konnte, bleibt unerfindlich.

Wenn aber auch die Gestalt des alten Fritz mit ihren vielen Willkürlichkeiten und ihren bei aller Freigeisterei vorhandenen Vorurtheilen einem freigeistlich gesinnten Menschen nicht sympathisch sein kann, so muß man doch sagen, daß unter ihm Preußen vor den Pestbeulen eines Maitressenregiments und einer Hofhaltung im Stil von Versailles und damit vor der Schuldenmacherei und dem Seelenhandel verschont blieb. Das wurde unter seinem Nachfolger und Neffen, König Friedrich Wilhelm II. (1786—1797), ganz anders. Als bereits in Frankreich die Demokratie den sechzehnten Ludwig für die Sünden seiner Vorfahren mit dem Kopf blühen ließ, verführte sich in Friedrich Wilhelm II. das Sonnenfürstenthum noch einmal im großen Maßstab, und an der Aufgabe, als Repräsentant des Absolutismus die Revolution zu bändigen, hat er ein wenig weniger gemacht. Da Friedrichs des Großen rein nominelle Ehe kinderlos war, so war präsumtiver Nachfolger sein jüngerer Bruder August Wilhelm, der sich während des siebenjährigen Krieges durch verfehlte Operationen so heftigen Zorn und so schwere Vorwürfe von dem König zuzog, daß er, völlig gebrochen, aus der Öffentlichkeit verschwand und in Kürze verstarb. Seine Abneigung gegen den Vater übertrug Friedrich, der in solchen Dingen bekanntlich überaus beharlich war, auf dessen Sohn, den nunmehrigen Prinzen von Preußen, was zur Folge hatte, daß er auf die Erziehung des Jungen keinen Werth verlegte und ihn von allen Staatsgeschäften fern hielt. Wie der zukünftige König von Preußen heranwuchs, zeigten sich an ihm immer mehr Züge, die allerdings der Abneigung im höchsten Grade würdig waren: Verschwendungssucht und unbeherrschbarer Hang zu geschlechtlichen Ausschweifungen, gepaart mit Neigung zur Frömmerei, waren die hervorstechendsten Eigenschaften des Thronerben, und nimmt man dazu seine romantischen Vorstellungen von dem göttlichen Beruf eines absoluten Herrschers und eine gewisse, falsche Gutmüthigkeit, so begreift sich leicht, was für ein König aus ihm unter den Einflüssen des Hoflebens, einer Umgebung von Kriechern, Strebern und Maitressen werden mußte. Man kann übrigens kaum zweifeln, daß er eine ganze Menge guter Vorsätze in sich trug, als er am 17. August 1786 Friedrich dem Großen nachfolgte: Vorsätze, aus denen dann freilich nichts wurde. Die öffentliche Meinung Preußens, soweit man von einer solchen sprechen kann, empfing den neuen Herrscher mit großem Jubel. Man wußte, daß er dem Fredericianischen Reglementirsystem abgeneigt war, man fühlte sich wie von einem Alp erlöst, als der immer mehr Menschenfeind und Menschenverächter gewordene alte König mit dem Tode abging, und man erwartete von dem Thronerben, wie gewöhnlich, alles Mögliche und Unmögliche. Was das Schlimmste war, Friedrich Wilhelm II. wurde bei seiner Thronbesteigung von der niederträchtigen Berechnung mit einer gewaltigen

Weihrauchwolke der Schmeichelei umgeben: begrüßte man ihn doch sogar mit dem Beinamen der Vielgeliebte. Ein stärkerer Charakter, ein eindringenderer Verstand als der seine hätte, davon umnebelt werden müssen. Von einer Seite freilich wurde der neue König hingewiesen auf die Erneuerung, die dem an Marasmus krankenden Staatsgebäude noth thue: von dem nachmaligen französischen Revolutionsmann Mirabeau, der sich damals in Berlin aufhielt. In einem Brief, den er dem König bei seiner Thronbesteigung überlieferte, und dann in seinem berühmten Werk über die preussische Monarchie legte der geniale Franzose dar, was geschehen müsse, um den preussischen Staat auf den Weg des Fortschritts zu bringen, ihn vor völliger Verfaulung zu behüten. Er forderte unter Anderem Beseitigung der militärischen Sklaverei, Aufgabe des veralteten und schädlichen Merkantilsystems, Milderung der feudalen Ständescheidung, Aufhebung des einseitigen Vorrechts der Junter in bürgerlichen und militärischen Aemtern, Vernichtung der Privilegien und Monopole, Umgestaltung des Steuersystems, vor Allem Entfremdung der Lasten, die das Wirtschaftsleben an der Entwicklung hinderten, grundstürzende Aenderungen in Verwaltung, Rechtspflege und Schulwesen, Abschaffung der Zensur. Es waren weise Rathschläge, die nicht befolgt wurden, und Mirabeau selber hat sich von vornherein bei Uebernahme der Bosa-Rolle wenig Hoffnung darauf gemacht; denn schon am 29. August 1786 schreibt er: „Der König scheint seinen Gewohnheiten entsagen zu wollen, was die Sache ohne Zweifel sehr hoch anfangen heißt. Er legt sich um 10 Uhr zu Bett und steht um 4 Uhr wieder auf. Wenn er andauert, so wird er das einzige Beispiel sein, fast dreißigjährige Angewohnheiten abgelegt zu haben.“ Sechs Wochen später berichtet er diese Angabe: „Ich urtheilte damals dem Scheine nach, Freilich verschwand der König um 10 Uhr, und Jedermann glaubte, daß er zu Bett sei, während er im Innern des Palastes bis tief in die Nacht hinein sardanapallische Feste feierte.“ Und am 1. Januar 1787 sagt Mirabeau: „Von Tag zu Tag steigt die Verachtung gegen den König. Man ist schon über die Bestürzung hinweg, die der Verachtung vorhergeht.“ So war es; seit Friedrich Wilhelm mit dem Königthum die Geldmittel zu unbegrenzten Ausgaben verfügbar bekam, führte ihn seine Prachtliebe und seine geschlechtliche Zügellosigkeit alsbald zur tollsten Verschwendung. Gleich das erste Jahr verschlangen die königlichen Vergnügungen über ein Dreizehntel der gesamten Staatseinnahmen, nicht zu sprechen von den zahllosen Dominalgütern, die an Günstlinge und Kreaturen seiner Hauptbuhlerin, der Gräfin Richenau, verschentt wurden. Diese intrigante Person, die von Haus aus Wilhelmine Enke hieß und die Tochter eines Musikers war, hatte Friedrich Wilhelm schon in seiner Prinzenzeit als bevorzugte Maitresse unterhalten. Sie hatte damals auf Andringen Friedrichs II. mit dem Kammerdiener Riez verheirathet werden müssen, was aber eine bloße Förmlichkeit geblieben war und den Beziehungen des Prinzen zu ihr keinen Abbruch gethan hatte. Der famosé Chemann wurde nun für die Willigkeit, mit der er als Strohmann diente, zum Geheimkammerer und Tresorier (Schatzmeister) befördert und war als solcher eine mächtige und geachtete Persönlichkeit, die unter Anderem einmal den Dichter Goethe mit einem huldvollen Gespräch zu beglücken geruhte. Madame Riez wurde für ihre Liebesdienste zur Gräfin Richenau erhoben, ihre beiden vom König stammenden Kinder zu Grafen von der Mark. Sie wußte sich, auch nachdem ihre Netze längst verblüht waren, in der Gunst Friedrich Wilhelms unerschütterter zu behaupten und übte bis an sein Lebensende auf ihn einen gewaltigen Einfluß, den sie dazu benutzte, ihm Rathschläge aufzureden, wie sie in ihren und ihrer Freunde Absichten und Interessen lagen. Zeit seines Lebens verharrete der König dabei, ihr alltäglich einen Besuch zu machen. In seine Liebe freilich mußte sie sich bald mit anderen Damen theilen. Bereits als Prinz hatte Friedrich Wilhelm ein Verhältniß mit einer Hofdame seiner Gemahlin, dem Fräulein Julie von Bock, anzu-

knüpfen gesucht, hatte aber keine Gegenliebe gefunden, da das Fräulein keine Lust verspürte, Matresse zu werden. Als er aber König geworden war, machte er ihr Anerbietungen, die sie williger machten, zumal die Königin selber und alle Gegner der Lichtenau sie beflürmten, den Handel einzugehen, sich dem König „an die linke Hand“ trauen zu lassen, und zwar mit dem nöthigen Priestersegen. Das Konfistorium entließ sich nicht, die Bigamie für mit den Lehren Christi verträglich zu finden, unter Berufung auf den Präcedenzfall Philipp's von Hessen im 16. Jahrhundert, dessen Doppelhe die Billigung Melancthon's gefunden. Im Mai 1787 wurde der König mit Julie von Böh, die demnächst zur Gräfin Jagenheim erhoben wurde, durch den Hofprediger Jöllner kirchlich getraut. Derselbe Hohn auf die Staatsgesetze und auf die christliche Sittenlehre wurde dann nochmals inszenirt, als der König nach dem Tode der Böh sich mit der Gräfin Sophie Dönhoff am 11. April 1790 trauen ließ, wiederum durch Ehren-Jöllner. Die neue, eheliche Matresse konnte es übrigens mit der alten, unehelichen an Einfluß auf den König nicht aufnehmen; denn als sie versuchte, politischen Einfluß zu erlangen und die Lichtenau zu verdrängen, fiel sie in Ungnade und wurde vom Hofe verbannt. Hand in Hand mit geschlechtlicher Ausschweifung ging bei Friedrich Wilhelm II. eine widerwärtige, im innersten Kern natürlich, wenn auch nicht mit Bewußtsein, durchaus verlogene Frömmelerei, die sich an den Formen des gewöhnlichen Kirchenthums nicht genügen ließ, sondern ihn auf die Bahnen der damals in vornehmen Kreisen so verbreiteten, mit Geistesjeherei und Geistesbeschwörung gepaarten Mystik führte, zum Eintritt in die Gesellschaft der Rosenkreuzer veranlaßte und zum Spielball in den Händen von geriebenen Sannern gleich den Kaglofiro und St. Germain machte. Bischoffswerder und Wöllner hießen die beiden Ehrenmänner, die im Einvernehmen mit der Lichtenau und unter ihrer Mitwirkung den König in den Bannkreis der Geistesjeherei zogen und mit diabolischer Geschicklichkeit daran festhielten.

Die Lichtenau, die in der That ein Werk waren die Dreifaltigkeit, die, indem sie den Willen des Königs durch Handkuffenstücke nach ihren Absichten lenkte, hauptsächlich in Preußen regierte: Bischoffswerder ohne einen bestimmten Posten, Wöllner aber seit 1788 Minister des Unterrichts und Kultuswesens. Man wurde mit dem Religionsedikt vom 9. Juli 1788 und dem Jesuitenedikt vom 19. Dezember die pharisäische Heuchelei in ein System gebracht. Zwar die Pressefreiheit wurde nicht beseitigt, aus dem einfachen Grunde, weil sie nie bestanden hatte. Es ist das auch so eine Legende über den alten Fritz, daß er die „Gezeiten nicht genirt“ habe; die wirkliche Lage der Dinge unter ihm schildert ein Brief Lessing's aus dem Jahre 1769: „Sagen Sie mir von Ihrer Verfassung Freiheit zu denken und zu schreiben ja nicht. Sie redigt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Seltzen (Dumstücken) zu Martie zu bringen, als man will... Lassen Sie es doch aber einmal Einem in Berlin versuchen, über andere Dinge frei zu schreiben, als Ew. Majestät in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihm versuchen, dem vornehmsten Hofprediger so die Freiheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie Einem in Berlin anreden, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Ausfugung und Deposition keine Stimme erheben wollte, wie es ist jetzt in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heiligen Tag das slavischste Land von Europa ist.“ Jetzt aber hat die Religion nicht mehr trübsal, dem Gedanken der „Aufklärung“ weder in Kirchen und Schulen, noch in Preß und Bücher mehr Hindernis gegeben werden. Nach einiger Schmeichelei gegen die „geliebte Freiheit“ der Aufklärung ließ es im Religionsedikt: „Solche Irrthümer öffentlich oder heimlich anzuhängen, soll den Gelehrten und Lehrern bei unerschütterlicher Anstalt und nach Befinden noch härterer Strafe und Abweisung fern zu halten sein.“ Dem Eingehenden, wenn er keine Achtung für sich

behalte und sich sorgfältig hülte, sie auszubreiten, wurde Gewissensfreiheit zugesichert; ja, aus „Vorliebe des Königs für die Gewissensfreiheit“ sollten diejenigen Geistlichen, die notorisch von den Irrthümern angesteckt seien, doch in ihren Aemtern bleiben dürfen, falls sie sich in ihrer Amtsführung streng an den alten Lehrbegriff hielten. Also in ausdrücklichen Worten eine direkte Einladung zur Heuchelei. Das Zensuredikt verschärfte die Zensur für inländische Bücher und Schriften und stellte ausländische unter Aufsicht.

(Schluß folgt.)

Spitzen.

Von Gustav Strahl.

Geht man auf die näheren Bezeichnungen der Spitzen im Handelsverkehr ein, so findet man nach dem Erzeugungsort benannt, italienische, französische, englische, spanische, deutsche, russische niederländische, bezw. Venetianer, Genueser, Chantilly-, Cluny-, Maliner, Brüsseler, Valenciener, Brabantier, Brianer Spitzen, welche, obgleich viele untereinander wieder zu Gruppen zusammenzuschließen sind, sich alle voneinander unterscheiden. Will man eine gewisse Ordnung, eine Uebersicht in das ganze Gebiet hineinbringen, so nimmt man am besten die technische Seite zu Hilfe; man kann dann drei scharf getrennte Abtheilungen festhalten: die Nadelspitzen, die Klöppelspitzen und die Maschinenspitzen; die beiden ersten könnte man auch als Handspitzen bezeichnen.

Ueber die Geschichte der Nadelspitzen ist das Meiste schon gesagt, so daß wir uns nur noch um die moderne Nadelspitzenfabrikation kümmern brauchen. Die einst berühmte italienische Nadelspitze, Point de Venise, wird gegenwärtig noch auf der bei Venedig gelegenen Insel Burano gepflegt, woselbst ungefähr 500 Arbeiterinnen damit beschäftigt sind. Bezüglich der Technik war schon früher gesagt, daß man sich anstatt des Reinegrundgewebes auf Pergament hergestellten Netzes als Grundlage zur Ausführung dieser Nadelarbeit bediente, darauf das Muster auf weißem Papier entworfen, dann durch Stiche mit der Zeichen- oder Nähnadel auf ein steifes Papier übertragen und diese Konturen endlich durch Bernähen mit einem stärkeren Faden festgelegt wurden. Diese Arbeitsweise hatte sich schon frühzeitig auch nach Frankreich übertragen und schon ehe die Ngl. Spitzenmanufaktur 1665 in Alençon gegründet wurde, kamte man dieselbe unter der Bezeichnung velin. Obwohl die später durch die Bemühung Colbert's berühmt gewordene Point d'Alençon eine eigene Stellung in der Spitzenindustrie einnahm, ist aus einem Werke „Histoire du point d'Alençon“ zu entnehmen, daß die Spitze die ganze Stufenleiter der Nadelspitze, von der „Nacella“ angefangen bis zur feinsten Grundspitze, durchzusehen und erst längere Zeit nach der Gründung der Manufaktur durch Colbert ihren ausgesprochen französischen Charakter erhalten hat. Ihr nächstehend ist die „Point d'Argentan“ genannte Spitze, welche von der ersteren durch den Steigergrad sich unterscheidet; ganz zutreffend ist das Unterscheidungsmerkmal jedoch nicht, es werden ebenso gut auch solche mit Maschinengrund hergestellt. Es soll dadurch nur angedeutet werden, daß beide Städte je eine Qualität ganz besonders gepflegt haben. Ein ähnliches Erzeugniß ist noch die alte Brüsseler Nadelspitze, welche der französischen verwandt, von ihr jedoch dadurch unterschieden wird, daß sie keine geschickten Nacelle hat. Guipures nennt man heute alle diejenigen Spitzen, die keinen Maschinengrund haben, sondern deren Formen durch Stege erhalten sind, sonst aber die Merkmale der Handspitze anwiesen. Diesen Namen haben die Spitzen deshalb erhalten, weil bei ihnen die Füllung, welche die echte Spitze zeigt, durch Aufnähen eines gewebten Bändchens erzeugt wird. Statt des bei Umänderung der Figur bildenden Bändchens verwendet man auch eine mit einem feinen Faden umwickelte Schaar, Guipureschwarz, welche im Französischen guipure heißt; man verwechselte im Laufe

der Zeit die so entstandene Spitze mit dem bildenden Material und sprach demgemäß mehr von einer Guipure-Spitze, sondern ein von Guipure.

Mit dieser Spitze im engsten Zusammenhange steht noch die Luft- oder Netzspitze. Sie wird durch erhalten, daß die Musterfiguren auf ein dichten Zeugstück eingestickt und hernach die zwischen den Figuren stehenden Gewebetheile durch Auslöschung entfernt werden. Nach dem ursprünglichen Verfahren waren das Grundgewebe und die Städfäden verschiedenem Material, z. B. Wolle und Baumwolle, so daß ihre Festigung verschiedene chemisch wirkende Mittel erforderte. Wolle wird bekamtlich durch Kalilauge und Baumwolle durch Säuren zerfetzt. In neuerer Zeit werden zu dem Grundgewebe und den Städfäden gleiche Materialien gewählt, und die erstere vor dem Besticken durch Behandeln mit blühter Schwefel- oder Salzsäure so vorbereitet, daß es nach dem Besticken durch Säuren zerstört wird oder es werden die Städfäden mit Salmiakgeist oder alkalischer Lauge durchtränkt und das Gewebe nach dem Besticken durch ein Säurebad zerfetzt. Pflanzenfasern, thierische Stoffe, Metalle usw. mischt aufzutreten, wird Guttapercha als Stützgrund genommen, welches dann durch ein geeignetes Lösungsmittel (Benzin, Schwefelkohlenstoff etc.) aufgelöst wird.

Bedeutend reichhaltiger, sowohl in Form als auch in Technik, ist die zweite Hauptgruppe: die Klöppelspitze. Die Erfindung dieser Technik wird verschiedenenorts für die Niederlande in Anspruch genommen. Die Gründe, welche man dafür anführt, sind jedoch nicht einwandfrei. Es ist ebenso wahrscheinlich, daß auch hier Italien die Ehre gebührt und daß die Erfinder die Wortentwerber, die Posamentierer sind, die sich auf jede Art der Fadenweberei flechtend verstanden und, von der Mode unterstützt, die Grundzüge ihrer Arbeitsweise nach einer neuen Richtung entwickelten. Das Grundprinzip der ganzen Klöppelkunst ist die viereckige Flechte, und dem entsprechend ist auch der Vorgang nicht anders zu denken, als daß, je nach der Breite des Musters, viele Fäden nach bestimmten Regeln kreuzt, verflochten werden. Eine vollendete Kreuzung einer zusammengehörigen Fädengruppe nennt man einen Klöppelschlag; diesem entsprechen nun Halbschlag und Gimpenschlag, ebenso Keinenschlag, Formenschlag, Böcherschlag, Rosengrund, Erbengrund, Tillgrund und Brüsseler Grund, letztere bestimmte Formen der Grundbildung bezeichnend. Da die einzelnen Fäden verschieden bewegt werden, wie beim Flechten eine Zopfes die Theile, müssen dieselben auch einzeln gehalten werden, können also nicht, wie z. B. bei Weben, alle auf eine gemeinsame Walze oder einen Baum gewickelt werden, sondern es muß jeder Faden seine eigene Spule haben, auf je einen Klöppel gewickelt sein. Dieser Klöppel ist entweder eine mit einem Griff versehene Holzspule, oder eine an beiden Seiten mit einem dickeren, an der anderen Seite mit einem feinen Stoff versehene dünnere Spule von etwa 12 Centimeter Länge. Wenn der Faden aufgewickelt ist, wird eine Holzhülle von oben über die Spule geschoben; der an der Spule befindliche dicke Kopf- oder Aufsatz hält die Hülle fest, die zugleich Handhabe und Schutz gegen das Schmutzwerden des Fadens ist.

Ein weiteres Arbeitsinstrument ist das Klöppelkissen, ein auf einem zylindrischen oder korbförmlich bappgestell angebrachtes Polster, welches eine ähnliche Stelle vertritt, wie das Nähkissen, und der wichtigste Theil kommt dann noch der sogenannte Klöppelbrief hinzu, der gleichsam die graphische Darstellung der zu klöppelnden Spitzen ist, Musterborla und Arbeitsinstrument zu gleicher Zeit. Das a. Muster- oder Millimeterpapier entworfene Dessin wird auf ein zähes, weißes mit Baumwollzeug unterlegtes Papier durch Nadelstiche übertragen, markirt und dieses dient nun als Grundlage des ganzen Arbeitsprozesses. Der Brief wird auf dem Klöppelkissen befestigt und in die vorgestochenen Löcher Städfäden gesteckt, um welche sich die einzelnen Fäden schlingen und auf diese Weise ihre gegenseitige Stellung erhalten. Auf wie mannigfache Weise die Verkrenzung der die Spitze bildenden Fäden mög-

zwischen dürfte die Zahl auf 10 000 gestiegen sein. Mit vorstehender auf der Konferenz einstimmig angenommenen Resolution ist die formale Verschmelzung noch nicht erfolgt, sondern dazu bedarf es noch einer Urabstimmung, die am 1. August unter den Mitgliedern des Zentralverbandes der Former vorgenommen wird. Es müssen hier fünfzig aller Mitglieder des Verbandes für Verschmelzung stimmen. Es ist jedoch zu erwarten, daß die Verschmelzung so gut wie einstimmig beschlossen wird.

Denkmal.

Das Recht der Mutter.

Vom von Helene Böhler (Frau al Raschid Bey).
(59. Fortsetzung.)

Wie gut, mein lieber Ker, daß ich den ganzen Tag zu arbeiten habe, — sonst müßte ich nicht, wie ich alles ertragen sollte; aber Peregrin braucht mich den ganzen Tag von früh bis in die Nacht und er braucht so viele Dinge. Ich wärsche auch für ihn — dann giebt es allerlei zu nähren für ihn und für mich, dann wird etwas gekocht, dann will er getragen sein. Er giebt gar keine Ruh, und unter aller Arbeit da ist mir's oft, als hinge eine schwere, schwere und Verzweiflung. — Aber so lange ich arbeite, bald das, bald jenes, und immer jeden Augenblick nach Peregrin sehen muß, so lange schwebt die schwarze Wolke nur über mir, und erst nachts, da sinkt sie auf mich herab und hüllt mich ganz ein und ist so dicht und schwarz und traurig, daß ich nicht weiß, wo ich den Mut zum Weiterleben finden soll. Wir brauchen hier sehr, sehr wenig zum Leben. — Mein Geld reicht schon noch eine Weile. Meinen Pelz soll Notplätz verkaufen und die kleinen hübschen Schmuckstücke auch nach und nach — und dann wirst Du ja kommen, mein Ker — und mein Mamachen wird auch kommen. Ich fühl's an meinem Herzen, wie es immer wartet und wartet und wie es immer unruhig ist, auch wenn ich nicht gerade an alles denke und mitten in der Arbeit bin, es liegt immer wie auf der Lauer. Wie oft schau ich eilig einmal zum Fenster hinaus, man kann den Weg so weit hinabsehen.

Und ich setze da auch oft mit Peregrin am Weg, der Weg ist gepflastert, aber wie eine Wiege mit Grün überwachsen, und da sit mir's, als wenn dieser Weg mich mit der Welt verbände und als ob auf ihm alle, nach denen ich mich sehne, kommen müßten.

Notplätz ging einmal vorüber, als er mich mit Peregrin so stehen und sehnsüchtig anschauen sah.
"Wird schon kommen — wird schon kommen," sagte er, und lächelnd mit seinem großen Singern ganz hart und fein Peregrins Gesichtchen.

Und als ich nachts lag und Peregrinchen schlafen hörte, da war es das, was Notplätz gesagt hatte: "Wird schon kommen — wird schon kommen, was mich so tröstend ein-schlieferte. Er hatte ganz das bestte gesagt, "Wird schon kommen." Du wirst schon kommen, mein lieber Ker. Das war das erste, lebendige Wort.

10. Juni.
Peregrinchen, gebehst recht gut. Er wird alle Morgen in Frau Wirtlingels altem Nachtrag gebadet — wie er da anspült und sprudelt! Da halte ich ihn am Köpfchen und der kleine Körper wird vom Wasser getragen, und seine Beinchen zappeln so wild — und er sieht so rosig aus und gestirnt hat er zum erstenmal, wie er im Wasser steckte, sein Mäulchen aufgesperrt und seine Zunge, wie aufgeblüht darin, ganz hoch — und da hat er mit hellem, süßen Lächeln gefächelt, so süß wie ein Honig, ganz wie ein vergnügtes Wasserpfädchen, so daß ich gar nicht gewagt habe, ihm sein Horn treksot vor — und ich habe ihm ganz andächtig zugehört, dem kleinen Menschen — und wie ich ihn ausgezogen hab', da sind wir miteinander hinausgegangen in den wunderschönen Morgen, da hat er neben mir gelegen im Wald in der Morgensonne und hat gestraupelt und mit seinen Flauen genächt und immer halb auf ihn, und halb auf die Arbeit gesehen. — Und wie gerade über uns eine Amsel gekiffen hat — da hat sein ganzes Körperchen vor Vergnügen geknickt.

Er hat's gehört.
Mein lieber, guter Ker — das sieht alles so aus, als müßte es so sein. Unser Kind fühlt sich so wohl auf der Welt — es thut gerade, als wäre alles ganz und gar in Ordnung, ist so nichtig, so unaussprechlich lieb und süß und immer lustig, das weiß nichts davon, daß man ihm sein kleines Leben nicht gönnt — daß es in einer Welt ist, die ihm feindselig gesinnt ist. — Wenn ich daran denke, wie ein Peregrins arme Mutter in der allgeröchten Qual wie ein armes Tier verloschen haben — und wie sie sich voll Angst und Schrecken und Verzweiflung herumgetrieben hat — so elend, mein Ker — so über alles Maß elend —! und wie sie alles überstanden hat, und nur neben ihrem Kindchen sitzt — und da denke ich, wenn die Menschen alles müßten und mir ins Herz sehen könnten, — kein Mensch sollte ihnen verborgen

Gerichts-Zeitung.
Schwurgericht Magdeburg.
Sitzung vom 21. Juni 1901.
Wegen Sittlichkeitsverbrechens wurde in nichtöffentlicher Sitzung verhandelt gegen den Arbeiter Christian Wittger hier selbst. Der Angeklagte ist verheiratet, Vater eines Kindes und bereits 12 mal wegen Hochverrats vergehens verurteilt. Das heute zur Verhandlung stehende

bleiben, sie müßten mich wieder lieb haben, müßten gut von mir und von Peregrin denken.
Mein lieber, guter Ker, komm Du nur! Du findest jetzt zwei statt einem Sezen, die dich erwarten! Dies Wunder, Ker! Ich kann es immer noch nicht fassen! So ein schwer errungenes Wunder! Was wirst Du denn nur sagen, Ker?
— Wie oft denke ich mir's aus, wenn Du kommen und Peregrin finden wirst.

Wenige Tage, nachdem Christine diese Zeilen in ihr Tagebuch geschrieben hatte, war ein Sonntag herangekommen, ein heller, sommerlicher Sonntag.
Frau Wirtlingel saß auf ihrer Thürschwelle und strickte an einem alten Strumpf; die schwarzen Fäden gädelten um das Haus, scharrten und hielten, wie es ihnen von Gottes ganz unerschuldigen einem hiesigen Weibchen, schlangen Weibchen aller Art und storten mit ihrem mordensüchtigen Behagen keineswegs den Frieden der jungen, frischen Juniwoche, denn so sich irgend etwas noch so harmlos regte, regte es sich, um irgend einen lieben Nächsten zu verschleifen oder vor einem lieben Nächsten in Todesangst zu fliehen. Das ist die Ordnung so, und deshalb war es doch ein schöner, friedlicher Juni Sonntag.

Christine war mit Peregrin hinter das Haus gegangen, wo Peregrins Bindeln zum trocknen ausgebreitet auf dem Rasen lagen.

Da hörte sie schnelle Schritte, das konnte niemand anders als Notplätz sein, deshalb achtete sie auf diese Schritte auch nicht. Nur, als ihr auffiel, daß sie so besonders und so hastig und so lebhaft schlurften und dröhnten, wendete sie sich halb um, und richtig, da bog Notplätz eben um die Haus Ecke und fadete mit den langen Armen und wie's auf Christine —: "Sie kommen — sie kommen!" rief er gedämpft, mit vor dem Mund gehaltenen Händen — und jetzt war er schon bei ihr und sah in ein ganz totendliches Gesicht, und sah ein paar Augen auf sich gerichtet, wie er noch mit einem Menschen hätte blicken sehen.

(Fortsetzung folgt.)

2. Beilage zu

Magdeburg, Sonntag

Nr. 144.

Ein beachtenswerter Vorgang

bleibt sich gegenwärtig auf gewerkschaftlichem Gebiete ab. Wie man die jetzt mit Erfolg in die Wege getretete Ver-
einigung des deutschen Metallarbeiter-
Verbandes und des Centralverbandes der
deutschen Gewerkschaften und Berufsvereine resp.
der Arbeiterverbände in den ersten. Die
in Nürnberg abgehaltene Generalversammlung hat sich mit
der Angelegenheit beschäftigt. Die sogenannte Sechserkom-
mission unterbreitete dieser Generalversammlung eine Pro-
jektion, auf Grund welcher nun ein erfolgreicher Weg be-
schritten ist.

In seiner am 10. Juni d. N. in Dresden stattgefundenen
gemeinschaftlichen Sitzung der Verbände beider genannten
Verbände unter Hinguhaltung der Sechserkommission wurden
folgende Abmachungen getroffen:

Merkmal.

Die heute in Dresden tagende Konferenz der Verbände des
Centralverbandes der Deutschen Gewerkschaften und des
deutschen Metallarbeiterverbandes im Beisein der Sechserkommission der
Deutschen Gewerkschaften und Berufsvereine ist folgende:

1. Der Deutsche Metallarbeiterverband, gestützt auf die Mitglieder-
des Centralverbandes der Deutschen Gewerkschaften und Berufsvereine, tritt
ohne Weiteres unter Führung ihrer bisherigen Mit-
glieder mit dem Deutschen Metallarbeiterverband über-
nehmend ein. Der Deutsche Metallarbeiterverband über-
nimmt bei einem etwaigen Fortschritt der Sechserkom-
mission die Verhandlung der Sechserkommission nach ihrem
momentanen Stande mit Aktion und Passivität und mit ihren
Rechten.
2. Soweit der von Vertretern Centralverbandes in den Deutschen
Metallarbeiterverband übernommene Beauftragte fungieren am
Stelle des letzteren als Vertretungsleiter der Gewerkschaften und Berufsvereine
Arbeitern und haben in Vorstand des Deutschen Metallarbeiter-
Verbandes bei allen die höchsten Gewerkschaften und Berufsvereine
verschlossene, beschlossene, beschlossene, sowie für Ausrechte-
erhaltung der Sechserkommission, sowie für die Sechserkommission
bei im Deutschen Metallarbeiterverband organisierten Gewerkschaften
und Berufsvereinen ein freiwiliger Fonds (Sechserfonds) ge-
bildet werden, der von einem hiermit konstituierten Verwaltungsausschuss
kontrolliert wird und der Zweck der Unterstützung der Sechserkommission
des Centralverbandes der Deutschen Gewerkschaften und Berufsvereine
sowie der Unterstützung der Sechserkommission ist.

Der Vorstand des Metallarbeiterverbandes hat die Resolution: „Der obige Vor-
haben Weg für die Verwirklichung
funden. Wenn je eine solche Ver-
einigung sich herausgestellt
und zweckmäßig herausgestellt
Zeit des geschäftlichen Niedergang
Unternehmer, gewollt, einseitig
kann diesem Vorhaben Einhalt
zu, läßt alle Voreingenommenheiten
zum Arbeiterverband und, befestigt
Verhalten jedes etwa noch freie
trammten Kollegen vorhandene W
daß der während der Sechserkom-
mission der Gewerkschaften und
der Gewerkschaften und Berufsvereine
übrigen Metallarbeitern einen
so notwendige innere Kräftigung

Gewerkschaftliche

Buchbinder. In der
blüher-Jahres von Otto G
sich die Buchbinder wegen Ma
mitglieders im Auslande. —
Die Steinfeher und
legten am 20. Juni sämtlich
Arbeit nieder.

Elf ausständige Met
Landsberg a. M. Domest
aus Landsberg nach der Er
dem Polizeibureau gefüllt, von
Metallern und Arbeitstellen über
hauften um die Erhaltung
sich die Situation insofern ge
Namen: Gerd u. Schu
Triepele die in dem vom
legten Bedingungen anerkannt
geperrten Arbeiter und Arbeit
konflikt hat

den 28. Juni 1901.

12. Jahrgang.

Vollstimm.

Der Vorstand bemerkt zu
tion ist endlich ein gang-
der beiden Verbände ge-
Umlegung sich als notwendig
hat, so gerade jetzt in der
des. Gut gerüstet sind die
die Arbeitsbedingungen zu
Spezialny der Metallarbeiter
gubieren. Darum, so ruft
s Metallarbeiter-Verbandes
bei Seite, bietet die Hand
durch entgegenkommendes
is der heute von uns ge-
strauen. Tragt dazu bei,
sie so hart bedrängte Beruf
durch Vereinigung mit den
tellen Mischheit und die ihm
hinder.“

Arbeiterbewegung.

schmuckerei und Geschäft-
in Kottbus befinden
Kriegung eines Verbands-
Kammer in Wandbeck
wegen Verdifferenzen die

Versehrung wurden in
ag früh durch Gen darmie
gebracht und zunächst nach
wo aus sie den einzelnen
wiesen wurden. —

Kabarett in Nord-
thurer Organisation hat
sich die Situation insofern ge
Namen: Gerd u. Schu
Triepele die in dem vom
legten Bedingungen anerkannt
geperrten Arbeiter und Arbeit
konflikt hat

Es u n n, welche mit den Arbeitern Frieden geschlossen
haben, zu entnehmen, und den Einkauf genossenschaftlich zu
organisieren. —

Der Vorstand des Deutschen Metallarbeiter-
verbandes, vertreten durch seine drei Vorstandsmitglieder
Hoy, Schilde, Theob. Werner und Georg Meißel, wird sich
in Stuttgart ein eigenes Haus errichten. Nach dem
dortigen Städtischen Amtsblatt erscheint er die Genehmigung
zum Bau eines vierstöckigen Doppelwohngebäudes mit vier-
stöckigem Garbit- und Wohnflügelanbau (10 Wohnungen von je
zwei Zimmern, teilweise mit Bad, 7 Wohnungen von je
zwei Zimmern, teilweise mit Bad, und 2 Wohnungen von je
zwei Zimmern), in der Meißelstraße Nr. 14, 16 A und B. —

Bei der Gewerbebegehrtschaft in Braun-
schweig wurden in der Klasse der Arbeiter die Gewerks-
chaftskandidaten ohne Widerspruch gewählt. In der Klasse
der Unternehmer erhielten drei Parteigenossen je 28 Stimmen,
während die gewählten Vertreter mit 106 Stimmen ihre
Mandate errangen. —

kleine Chronik.

Die schwarzen Boden
sind, wie der Breslauer Central-Arbeiter meidet, von dem
Waffahrtort Albenborn außer nach Münter-
berg auch nach Nieder-Schömalz und Soerigsdorf, Kreis
Grottkau, verschleppt worden. In Soerigsdorf ist ein sieben
Monate altes Kind, das noch nicht getauft ist, angebracht
worden. Die übrigen Kinder der Familie, die sämtlich ge-
impft sind, befinden sich wohl. —

In Wiesbaden vergiftete in der Donnerstag-Nacht
ein Gaster sich und seine drei Kinder. Nur eines derselben
konnte gerettet werden. —

Das Aufsicht des Grafen Zepelin
wird, da der Graf die erforderlichen finanziellen Mittel nicht
gefunden hat, dieses Jahr weitere Aufstiegsverläufe nicht
machen. Zepelin läßt sein Jagdzeug zerlegen, hofft aber,
es nächstes Jahr mit Verbesserungen wieder aufbauen zu
kann.



Eine Frage. Nach dem Gemälde von F. Wilson Foster.
Copyright 1896 bey Franz Hanfstaengl, München.

ist, läßt sich am besten an den vielen Arten der Klöppelspizen nachweisen; fast jeder Name repräsentiert hier auch eine eigenartige Gruppe.

Die gewöhnlichste Klöppelspize ist die Lorchon-Spize (Lorchon-Ganduch). Leichtlich kommen bei derselben nur die einfachsten Verflechtungen in Verwendung; die Muster sind geometrisch und bestehen meist aus über Eck gestellten Quadraten. Der Hauptort der Fabrication ist für Belgien in Courtrai und Brügge sowie deren Umgegend, woselbst die Hälfte aller Spizen Lorchon-Spizen sein sollen. Das hauptsächlichste Material für diese ist Baumwolle neben Leinen, berait verfertigt, daß die feinen Spizen zum größten Theil aus Baumwolle, die gröberen, breiten dagegen aus Leinengarn gearbeitet sind. Im großen Ganzen sind aber die belgischen Lorchons feiner hergestellt als die erzgebirgischen. Als Konkurrenzort dieser Spizen wird in Frankreich Le Ray genannt. In Deutschland tritt diese handgeklöppelten Lorchons seit Jahren die Barmer Industrie entgegen, indem sie sich sowohl in der Handweberei als auch in der Riemendreherei auf die mechanische Verfertigung ähnlicher Spizen geworfen hat; besonders bemerkbar hat sich in dieser Beziehung der bei Darmen gelegene Flecken Langerfeld gemacht.

Feiner als die geklöppelte Lorchon-Spize ist die Valenciennes-Spize, deren Unterschied von der Lorchon-Spize hauptsächlich darin besteht, daß sie aus feineren Garnnummern hergestellt ist; das Material ist in der Hauptsache Baumwolle. Dieselben dienen hauptsächlich zur Konfektionierung von Taschentüchern und sonstigen feinen Gebrauchsgegenständen. Unter den Valenciennes-Spizen selbst hat man solche mit runden und solche mit vieredigen Maschen, so daß sich hieraus die Produktionsorte bestimmen lassen; Courtrai und Dunes liefern Spizen fast nur mit runden Maschen, während Brügge, wo ein Viertel der gesamten Spizenfabrication in dieser Gegend hergestellt wird, fast nur runde Maschen liefert.

Eine dritte Qualität, der dem Werte nach die

ist die „Dachse-Spize“; dieser verbannt Belgien, abgesehen von der Nadelspizen-Industrie, einen guten Theil seines Rufes. Die hauptsächlichsten Fabricationszentren für diese Dachse-Spizen sind in Belgien die Umgebungen von Alost und Weitem; in etwas größerer Ausführung wird dieselbe auch in Brügge hergestellt, weshalb auch diese Qualitäten unter dem Namen „Dachse de Bruges“ gehandelt werden.

Eine eigene Stellung unter den Klöppelspizen nehmen die Malines- oder Rechelet-Spizen ein, indem über ihre Verwendung unter den Kaufgelehrten volle Einigkeit herrscht; sie wird von Allen als Malines-Spize angesprochen, und selbst dem Laien ist es möglich, dieselbe unter Hunderten von Mustern richtig zu erkennen. Die Ursache davon ist in einem charakteristischen Merkmal zu suchen, welches darin besteht, daß ein weicher, unelastischer und infolgedessen glänzend ansehender Seidensaden, der auch noch feiner ist, als die übrigen Fäden, alle Formen des Musters ausfüllt. Dieser Spizen sehr ähnlich sind die sogenannten Krüpfeler-Spizen, welche in Waller und Ansbach der Reihe mit den ersten überauskommen; was jedoch bei diesen von einem möglichen starken Faden herangezogen wird,

eine Art Netze, wird hier durch ein netzartig am Rande einzelner Formen aufliegendes Bändchen bewirkt, das organisch mit der Form verbunden ist. Um das Netze herzustellen, werden die das Muster bildenden Fäden, wenn sie am Rande der Form angelangt sind, mit einigen, den Lurch entlang laufenden anderen Fäden vereinigt und dann wieder als Schußfäden zurückgeführt. So entsteht ein schwaches Bändchen als erhöhte Abgrenzung der Form.

In Seide ausgeführt, kommen ähnliche Spizen unter der Bezeichnung „Blondes“ vor; der Name rührt ebenfalls von der gelben Farbe der Seide her, welche zuerst um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Frankreich dazu benützt wurde. Wie der Ort heißt, wo die Blondes zuerst gemacht wurden, scheint nicht bekannt zu sein. Heute bezeichnet man mit diesem Namen ausschließlich Klöppelspizen, bei welchen der Glanz auffällt, welcher die nicht gearbeiteten Formen des Musters umspielt; diese sind wie bei den Malines-Spizen, von einem kräftigen Faden umzogen. Den Blondes verwandt sind sogenannte Chantilly-Spizen, die in Frankreich in Bayeux, Caen, Le Ray und Chantilly gemacht werden. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts ab sind im Erzgebirge ebenfalls viele seidene Spizen, Blondes genannt, geklöppelt worden.

Mag es nun auch noch streitig sein, ob Italien oder den Niederlanden die Ehre gebührt, die Spizenklöppelkunst erfunden zu haben, so steht doch fest, daß Niederländer Flüchtlinge diese Kunst über das ganze nördliche Europa verbreitet haben. Flanderns Spizenindustrie stand bereits in Blüthe und die Erzgebirgische seiner Klöpplerinnen waren geachtete Exportartikel geworden, als Philipp's II. Statthalter, der Herzog Alba, in's Land kam. Wie dieser in den Niederlanden gehaßt hat, welche Verluste dieser „Heute von Gottes Gnade“ dem unglücklichen Flandern zugefügt hat, ist bekannt. Scharrenweise flohen vor diesem Schicksal, vor den brutalen Verdrängungen die gewerbetüchtigen Niederländer und mit ihnen die kunstfertigen Spizenklöpplerinnen. Nach England kamen sie, wo die anglikanische Kirche ihnen Schutz gewährte, und begründeten dort die Industrie der Klöppelspize; nach Deutschland kamen sie und suchten Schutz im protestantischen Sachsen. Und so geschah es im Städtchen Annaberg im Erzgebirge, daß eine vor Herzog Alba's Grausamkeit geflohene Protestantin Fremdbörsch mit einer deutschen Frau schloß, deren Name nach Jahrhunderten die Kulturgeschichte mit Ehren nennt: Barbara Littmann. Sie lernte von der neuen Fremdin die Kunst des Spizenklöppels, und nicht zufrieden, den Laufenden ihrer Mitgeschwestern dadurch überlegen zu sein, rühte sie nicht, bis Laufende die neue Fertigkeit zu üben und zu verwerthen verstanden. Sie erfind eine Verbesserung des Klöppelwerkzeugs, errichtete Schulen und Werkstätten und begründete zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Spizenindustrie in Deutschland. Nach neueren Angaben werden zur Zeit im sächsischen Erzgebirge circa 6000 Arbeiterinnen, im nördlichen Böhmen noch etwas mehr in Spizen beschäftigt.

In Dänemark, und besonders Jütland, wurde ebenfalls schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts die Anfertigung von Nadel- und Klöppelspizen in

* Bergl. Gussie Bach, Zur Geschichte der Spizen.

den Schulen gelehrt. Diese Schulen waren ursprünglich mit den Klöstern verbunden, zu denen die Töchter aus den höheren Ständen gezogen wurden, und wo manches Edelfräulein ein Unterkommen für Lebenszeit fand. Die Nonnen schickten mit den Spizen ihre Kirchen und Heiligenbilder; aber sie arbeiteten auch um Geld für profane Zwecke, und die Einnahme floß in den Klosterkassen. In Belgien arbeiten die Spizenklöpplerinnen noch heute für die Kirche oder die Geisteslichkeit, welche ein jährliches Einkommen von zwei Millionen Francs aus den Arbeiten der in ihrem Dienste klöppelnden 50.000 Schülinder bezieht. Diese Kinder, von denen manche unter dreizehn Jahre sind, lernen nur Spizen machen, wissenschaftlichen Unterricht erhalten sie nicht.

Ein ganz neues Gesicht hat die Spizenindustrie durch das Ueberspringen der Technik erhalten. Seit diese sich erfolgreich betätigt, haben sich die ganzen Verhältnisse verschoben. Eine Uebergangsperiode von der reinen Handindustrie zur maschinellen Anfertigung bildet in gewissem Sinne schon die Verwendung eines gewebten oder geflochtenen resp. geklöppelten Grundstoffes; denn mit der Herstellung dieses beschäftigte sich die Technik zuerst, und es entstanden so die aus mechanisch erzeugtem Grund mit handgefertigten Figuren bestehenden Spizen, und erst später lernte man auch die Figuren maschinell einzubringen, wie es uns heute z. B. in den Gardinen entgegnet.

Eine ebenfalls halbmechanische Herstellungsweise von Spizen ist das Tambouriren. Das für diese Technik wichtigste Instrument ist die Tambour- oder Häkelnadel, vermittelt welcher auf einem Grundstoff, Leinwand, Tüll u. A., eine Häkelstichverzierung resp. Figurierung erzeugt wird. Zu diesem Zweck wird der Grundstoff in einem Rahmen straff aufgespannt, die an einem Griff befestigte Nadel senkrecht durch den Grundstoff geführt und mit der linken Hand die Musterfäden auf den Haken der Nadel gelegt. Beim Zurückziehen des Häkelhakens folgt der Musterfaden als doppelte Schleife nach der rechten Seite des Grundstoffes, bleibt aber am Haken hängen, so daß bei Wiederholung dieses Vorganges immer die nächste, neue Schleife durch die vorhergehende gezogen wird, ähnlich wie beim Stricken die Masche. Um die Arbeitsleistung noch zu erhöhen, bediente man sich noch eines auf die Finger Spitze gesteckten Ringes, ähnlich einem Nähring oder Fingerhut, in dessen Vorderkante eine Nishöhhlung angebracht war; gegen diese konnte die Nadel gestützt werden, wodurch ein sicheres und schnelleres Auf- und Niederbewegen derselben ermöglicht wurde. Diesen Vorgang hat man auch später zum Ausgangspunkt für die Konstruktion von Stülk-, Tambour- und Nähmaschinen genommen. Die Erfindung des Tüll- oder Bobbinel-Stuhles, die Verbesserung und Verbindung desselben mit der Jacquardmaschine, der Ausbau der Flecht- und Klöppelmaschinen, die Vervollkommnung der Stülkmaschine und die mit Erfolg eingeführte Benutzung in der Spizenindustrie haben besonders in neuester Zeit die Situation gänzlich verändert und lassen die Herstellung durch Handarbeit als auf dem Aussterbe-Etat befindlich betrachten. Die Maschinerte auf diesem Gebiete ist so vollendet und gleichzeitig so ingenüös, daß es lohnt, dieselbe eingehender zu behandeln.

* Bergl. Messdorf, Zur Geschichte der Spizen.

* * Ein Liebesbeweis. * *

Erzählung von Wilhelm Oestergaard. Autorisirte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Sie hatten über ihn gelacht, als er sich verheiratete. Nicht, weil es die alte Geschichte war, denn das war keine Scherz, und seiner Mutter deshalb den ersten Stein auf ihn werfen. Aber das war eine bekannte Sache, daß er eine ganz andere Partie hätte machen können, wenn er nur gewollt hätte. Er hätte des Capitäns Tochter bekommen können, denn das Mädchen war ja reichlich nach ihm gewesen. Und da ihr Vater, der alte Hans Wälper, seit vielen Jahren tot war und die Frau Wittwe glücklich war, so hätte er die beste

Auswahl gehabt, den ganzen Betrieb in die Hand zu bekommen. Das war doch gewiß eine lohnendere Beschäftigung, als im Sommer Hammer zu jagen und im Winter Dörche zu angeln und sonst auf ein bisschen Fischelei oder einen anderen zufälligen Verdienst angewiesen zu sein.

Aber er hatte darauf bestanden. Er war volle fünf Jahre mit Anne-Marie verlobt gewesen, denn seine Mutter kämpfte mit Onkeln und Vätern gegen seine Verheiratung, und er konnte es nicht bei ihr durchsetzen, daß er die Fische unter den eigenen Tisch

setzen konnte. Als sich dann noch herausstellte, daß Gastwirths Beirine ihre Augen auf ihn geworfen hatte und er nur die Hände auszustrecken brauchte, daß die Partie zu Stande kam, da legte sie ihm so viel zu, daß er den Knoten zu durchhauen beschloß, gleichviel, ob man ihn darob schiel oder freundlich ansah.

Er meißelte Ole Randsen's altes Haus südlich vom Hafen. Es war ein erbärmlicher Kasten, oben mit Lehm verputzt und mit tüchtigen Löchern im Strohdach. Aber er benutzte zwei Frühjahrsmonate, in

beiden es weder Dorfsche zu fischen, noch Summer zu fangen gab, und besserte seine künftige Wohnung so gut aus, wie es sich unter diesen Umständen machen ließ. Er kaufte einem Nachbarn eine Bettstelle und einen anderen zwei Stühle ab, und im Uebrigen half er sich, so gut er konnte, selbst, indem er einen Tisch zusammenzimmerte und sich das übrige notwendige Hausgeräth kaufte oder eintauschte.

Als Alles in Ordnung war, ging er zu Anne-Marie und sagte ihr, daß es nun losgehen solle. Auf die andere Weise halte er es nicht länger aus. Seine Mutter quäle ihm nämlich die Seele aus dem Leibe, er solle sein Glück machen, wie sie es rante; auch die Gastwirthstochter würde in ihren Verjuchten, sein Herz zu erweichen, immer deutlicher und einladender. Wenn Anne-Marie ihn haben wolle, dann müsse sie gleich zugreifen. Es sei wohl möglich, daß es ihnen Beiden im Anfang etwas schwer werde, aber darüber könne man wohl hinweg. Sie wisse ja, daß sie sich auf ihn verlassen könne.

Anne-Marie war auch nicht so schwer zu überreden, wie er es geglaubt hatte. Sie fürchtete sich nicht, gute und schlechte Zeiten mit ihm zu theilen. Als die einzige Näherin der Stadt und Umgegend verdiente sie Geld; das würde ihrem gemeinsamen Haushalt zu Gute kommen; und sie hatte es auch außerdem satt, bei den Schneidersleuten zur Miethe zu wohnen. In ihrer Stellung betrachtete sie es durchaus als eine Verbesserung, Frau im eigenen Hause zu werden, so klein das auch sein mochte.

Dann sprachen sie darüber, wie sie es sich einrichten wollten; ob es wohl möglich war, sich ein Bett anzuschaffen oder ob sie sich mit dem Bettschrank begnügen mußten; ob sie das ganze kleine Stück Land hinter dem Hause mit Kartoffeln bepflanzen sollten, oder ob sich eine Möglichkeit bot, einen kleinen Küchengarten anzulegen.

Als Anders Svendsen am Abend heim ging, nachdem diese und andere wichtige Dinge erledigt waren, war ihm so leicht und fröhlich um's Herz, wie ihm seit langer Zeit nicht gewesen war. Er trällerte deshalb auch so vergnügt vor sich hin, wie er seinen Ton mehr in der Strehle hatte. Das stand bombastisch, daß Anne-Marie ein rechtschaffenes Mädel war. Klug bei der Arbeit und so fein und schüchtern wie die Herrschaften, die er im Sommer getroffen hatte, als Badegäste in der Stadt waren. Und außerdem hatte sie die schönsten Augen und das feinste blonde Haar, das nur irgendwo zu sehen war. Gut und treu war sie auch; das konnte man an der Art und Weise sehen, wie sie ihren kleinen Jungen erzog.

Anders Svendsen blieb plötzlich stehen, als er in seinen Betrachtungen bei diesem Punkte angelangt war.

Der Junge! An den hatte er noch garnicht gedacht. Ob er nicht lieber gleich umkehren und die Frage aufklären sollte! Wo sollte der Junge hin, wenn er und Anne-Marie zusammengenommen? Ob sie sich wohl gedacht hatte, das Kind solle bei ihnen bleiben? Er wußte, sie hing sehr an dem Kleinen; sie konnte ihn fast nie aus den Augen lassen; das machte oft einen ganz thörichten Eindruck, und er hatte das nie recht leiden können. Aber das hatte er ja Alles vorher gewußt; er mußte ja wissen, worauf er sich da einließ. Das war gar nicht so unwahrscheinlich, daß der Junge mitkam; sie hatte sich genug um ihn gesorgt, hatte feinetwegen gedurft und gearbeitet, damit das Kind es gut haben sollte; denn der Vater, der Schweinehund, hatte nie das Geringste für ihn gethan.

„All right!“ murmelte Anders Svendsen schlieflich. „Wenn man die Sache bei Lichte betrachtet, ist es wohl nur einfache Menschenpflicht, sich solchen kleinen Würmes anzunehmen. Den nehmen wir mit in den Kauf! Ich frage den Teufel danach, was die Anderen schwagen!“

Aber auf dem Rest des Heimweges trällerte er doch nicht mehr. Zwischen ihm und das Glück, das er erwartete, war etwas gekommen, und er konnte das nicht von sich abschütteln; stets mußte er daran denken, ob sie nicht doch zu Anfang um eine Person zu viel wären.

Aber er ließ sich nichts merken. Es sollte bei

dem bleiben, was er bestimmt hatte, und Anne-Marie sollte keinen Grund zu der Annahme haben, der Junge sei ihm zur Last.

So zogen sie denn zusammen. Das geschah gegen Ende März und sie hielten das für eine schöne Jahreszeit, um Hochzeit zu halten. Der Makrelenfang warf wenig ab, aber er war doch noch besser, als er in den letzten Jahren gewesen war, und Anne-Marie hatte vollauf für die weiblichen Bewohner der Stadt zu thun, die wohlhabend genug waren, sich ein neues Sommerkleid anzuschaffen, oder sich das alte wenden oder modernisiren zu lassen.

Es war soweit keine Noth im Hause, und Anders Svendsen fand, daß auch die Erwartungen, die er in anderer Hinsicht für sein eheliches Glück gehegt hatte, in jeder Weise in Erfüllung gegangen waren. Anne-Marie war ein so fleißiges, schönes Weib, wie es sich ein Mann nur wünschen konnte. Nur das Eine: Der Junge, den sie mitgebracht, hinderte ihn beständig, sich dem Wohlbehagen, das er empfand, hinzugeben, und das er viel deutlicher gespürt hätte, wenn er mit ihr allein gewesen wäre.

Oder wenn sich wenigstens Niemand in ihre Verhältnisse eingemischt hätte! Aber da war erstens seine Mutter, dann die Gastwirthswittve und endlich der oder jener gute Kamerad, der „wichtig“ sein wollte; und Alle gaben ihren Senf zu der Sache und erklärten ihm, Jeder auf seine Weise, daß er nie und nimmer solch „Kind ohne Namen“ im Hause behalten dürfe. Das sei ja gerade so, als wenn er offenbar zeigen wolle, wie er unter dem Pantoffel stand; er müsse eben nach Madame's Weise tanzen, ob er wolle oder nicht. Denn er wolle ihnen doch nicht einreden, daß er sich das Kreuz freiwillig aufgebildet habe!

Er würgte den Aerger in sich hinein, und sprach mit Anne-Marie nicht über die ewigen Sticheleien, die er dulden mußte. Sie aber bemerkte seine üble Laune und errieth den Grund derselben. Sie sah ein, daß es so nicht weiter gehen konnte; das war Sünde an ihm, gerade weil er es so geduldig trug; und sie sagte ihm den Entschluß, mit ihm darüber zu sprechen. Sie waren damals gerade ein halbes Jahr verheirathet.

„Ich habe schon daran gedacht, den kleinen Ole in Pflege zu bringen,“ sagte sie eines Abends, während sie allein in der Stube saßen — sie an der Nähmaschine, er im Begriff, eine Brotscheibe zu schneiden.

Anders Svendsen sah überrascht auf, denn das kam ihm ganz unerwartet.

„Was willst Du?“ fragte er.

„Ich meine, es ist das Beste für uns, wenn der kleine Ole aus dem Hause kommt. Das Geld für eine gute Pension für ihn kann ich schon erschwingen. Ich habe gedacht, daß es unrecht von mir ist, daß ich Dich von Dem und Jenem spitze Worte hören lasse, weil Du so gut und nachsichtig zu mir gewesen bist.“

Sie sagte das ganz ruhig und geläufig, als wenn sie sich darüber schon längst einig sei, und als wenn das garnicht anders sein könne!

Er wußte nicht recht, was er antworten sollte.

„Du darfst Dich nicht darum kümmern, daß ich es zu Anfang'n bisschen schwer tragen werde,“ fuhr sie kurz darauf fort. „Ich bin ja so gewöhnt, den Kleinen um mich zu haben. . . Aber wenn ich weiß, es geht ihm gut, und ich ihn ab und zu sehen kann — es ist ja nicht so schrecklich weit bis Kopenhagen — da denke ich doch. . .“

Er saß verlegen da und hörte ihr zu. Natürlich war das ein Opfer — ein großes Opfer — das sie brachte. Aber wenn sie es bringen konnte, dann war es auch wirklich das Beste für sie Beide. Darum versetzte er: „Ja, wenn Du willst, dann kann es so sein — das ist das Wichtigste. . . Du kannst ja alle vierzehn Tage reinfahren. . .“

„Ja, das kann ich,“ nickte sie. „Du wirst sehen, es geht ganz gut.“

So wurde der kleine Ole denn in Pension gebracht. Anne-Marie hatte eine Schwester, die mit einem Zigarrenmacher in Kopenhagen verheirathet war, und diese Schwester kannte eine Frau, die sie ihr als passende Pflegemutter für den Jungen glaubte empfehlen zu können.

Anne-Marie selbst war mit den Verhältnissen unbekannt, und dann dachte sie auch, daß sie nichts Besseres thun konnte, als den ihr gegebenen Rathschlägen zu folgen.

Als Das besorgt war, brachte Anders Svendsen von seiner Mutter und der Gastwirthswittve keine weiteren Sticheleien zu hören. Auch sein guter Freund, Peter Nicolajsen, der vorher der Schlimmste im Häufeln gewesen war, gab jetzt zu, daß er, Anders Svendsen, endlich gezeigt hatte, daß er Herr im Hause war und heranzubringen verstand, was nicht hinein gehörte.

Das Merkwürdigste aber war, daß Anders Svendsen, wenn er sein tiefstes Herzenswinkelnchen untersuchte, dadurch, daß er den Jungen los geworden, garnicht glücklicher war.

Anne-Marie hielt sich tapfer, aber man sah doch, wie schwer sie darunter litt, daß sie den Jungen nicht bei sich hatte. Das fiel besonders auf, wenn sie an einem Besuch bei der Pflegemutter nach Hause kam. Da lag ein Ausdruck von Sorge oder Angst in ihren Augen, daß es einem ganz eigen um's Herz ward, wenn man sie ansah. Er fing sogar an, unruhig zu werden, wie es dem Kleinen wohl gehen mochte; sie sprach nie darüber, und er fürchtete sich, zu fragen.

Zuletzt fiel es ihm ein, ob er nicht zur Stadt fahren und sich selbst überzeugen sollte, wie die Sache stand. Es war ein Herbstabend. Er hatte fast den ganzen Tag in seinem Boot im Sund gelegen, um das oder jenes Fahrzeug anzurufen und den Schiffer zu fragen, ob er nicht für ein Gericht Fische oder ein Roggenbrot, oder etwas Tabak Verwendung habe, oder ob nicht Briefe an Land zu bringen seien. Jetzt war es Abend geworden, und es war Zeit, den Kurs heimwärts zu nehmen. Er wußte nicht, wie es zuging, aber plötzlich fing er an, an den kleinen Ole zu denken. Ob die Leute, bei denen er war, ihn wohl gut behandelten? Ob er genug zu essen bekam und ordentlich und reinlich gehalten wurde? Es war im Grunde das Verhängnis, wenn er die Sache selbst untersuchte, was

hatte der Junge in Dem oder Jenem Noth zu leiden, so konnte man ja sehen. . .

Es war schönes Wetter, und Anders Svendsen betrachtete die Sterne, als wenn sie ihm sagen konnten, was er thun sollte. Sie strahlten so herrlich da oben, und er glaubte, sie seien schuld daran, daß er über Dinge zu grübeln begann, mit denen er sich sonst seinen Kopf nicht zu zerbrechen pflegte. Es war zum Beispiel ein gut Ding, wenn ein Mensch in seiner Seele Frieden finden konnte und wenn er nicht anders handelte, als er es verantworten konnte. Daran zu denken war besonders gut, wenn man allein in seinem Boot saß und sich nur auf sich selbst verlassen konnte.

Als er so weit in seinen Betrachtungen gekommen war, brach er plötzlich ab und murmelte vor sich hin: „Du wirst wohl toll, Anders! Daß das lieber sein!“ Dann setzte er das Toppsegel bei und steuerte nach dem Hafen.

Doch am nächsten Tage fuhr er zur Stadt, ohne Anne-Marie zu sagen, wo er hinging. Bei dem Schwager, dem Zigarrenmacher, erfuhr er, wo Ole in Pension war, und dorthin begab er sich.

Es war in einem Hinterhaus in einer engen Straße der Altstadt. Anders Svendsen, an die See und frische Luft gewöhnt, fühlte eine eigenartige Beklemmung in der Brust, als er in's Haus trat. Es wurde auch nicht besser, als er drinnen war. Es roch überalt nach Noth, Sorge und Glend — und Anders Svendsen, der doch selber nicht durch irgend welchen Wahnsinn oder Lurus verbohrt war, wunderte sich, daß Menschen an solchem Drie-leben konnten.

In einem ziemlich geräumigen, aber halbdunkeln Zimmer, in welches kaum ein Sonnenstrahl dringen konnte, fand er den kleinen Ole mit drei, vier anderen Kindern an der Erde liegen. Der Junge sah so bleich und niedergeschlagen aus und erkannte ihn nicht gleich. Von einem Stuhl am Fenster erhob sich eine kleine dicke Frau. Sie war schwarz gekleidet und schien sich auf die „ehrwürdige Dame“ hinauspielen zu wollen, obwohl das Zeug in Fetzen

an ihr Herunterhing, und im Gesicht war sie so schwarz, als wenn sie eben den Ofen rein gemacht und sich die Hände darauf an der Nase und den Wangen abgewischt hätte. Aber von dieser augenscheinlichen hartnäckigen Abneigung gegen Seife und Wasser abgesehen, war kein Grund vorhanden, von der kleinen, biden Frau etwas Böses zu denken. Sie war gerade beschäftigt, ein Paar stark zerlöcherter, weiße haunwollene Strümpfe mit schwarzem Wollgarn zu stopfen, doch als Anders Svendsen eintrat, legte sie die Arbeit fort, erhob sich und fragte: „Mit wem habe ich das Vergnügen?“

„Ich komme, um nach einem kleinen Jungen zu sehen, den Sie in Pflege haben — der kleine Ole, da!“ sagte Anders Svendsen. „Ich glaube nicht, daß er hier so recht gedeiht.“

Die kleine bide Frau sah plötzlich mit scharfem Blick auf und bemerkte in einem Tone, der dem Blick entsprach:

„Darf ich fragen, ob Sie der Vater des Kindes sind?“

„Nein, das bin ich nicht!“ versetzte Anders Svendsen sehr ruhig; „aber ich bin mit seiner Mutter verheiratet, und deshalb will ich ihnen sagen, Madame.“

Sie unterbrach ihn, bevor er weiter sprechen konnte. „Ja, mein guter Herr Seemann, oder was Sie sonst sind, dann glaube ich wirklich, Sie sollten Ihre Nase nicht in Dinge stecken, die Sie nichts angehen. Meine Pflegekinder leiden keine Noth; da können Sie sich erkundigen, wo Sie wollen. Ich gebe ihnen gutes Essen und liebevolle Erziehung, da ist der liebe Gott mein Zeuge, aber ich leide nicht, daß mich irgendwer in meinem Hause mit Maschewaren überfällt, wenn ich auch nur eine Bittwe bin und die wehrlose Frau, auf der Jeder trumtrampeln zu können glaubt; aber das sage ich Ihnen, mein guter Herr Seemann.“

Es war ein starker und langer Redestrom, den die wehrlose Bittwe auf Anders Svendsen's Haupt herniederregnen ließ, aber er wartete ruhig, bis sie wieder war und nicht weiter konnte. Dann sagte er eben so ruhig wie vorher:

„Wie viel hat meine Frau für die Kost und Pflege des Jungen gegeben?“

„Was sie mir gegeben hat?“ rief die kleine Frau außer sich gereizt. „Sie hat mir nicht das Geringste, nicht ein Darte gegeben über die erbärmliche Bezahlung von vierzehn Kronen pro Monat, die ich haben wollte!“

„Aber das war ja schon zu viel,“ bemerkte Anders Svendsen und sah sich mit prüfendem Blicke um. „Er hätte das bei Leuten auf dem Lande besser“

und billiger gehabt. Mir gefällt das ganze Haus hier nicht.“

„Na, denn nicht!... Sie wollen mich wohl ärgern?“

Die kleine Frau war in solche Raserei verfallen, daß sie um nicht zu ersticken, nach Luft schnappen mußte, was aber auf Anders Svendsen nicht den geringsten Eindruck zu machen schien, denn er fuhr fort: „Aber selbst, wenn Sie den Jungen umsonst behalten wollten, würde er doch nicht hier bleiben. Und darum nehme ich ihn gleich mit.“

„Was thun Sie?“

„Ich nehme ihn mit!“

„Sie glauben wohl, es gebe kein Recht und Gesetz im Lande!“ rief die kleine, bide Frau außer sich.

„Nehmen Sie ihn mit, dann müssen Sie das Pflegegeld für den nächsten Monat bezahlen.“

„Sie sollen sich nicht etwa einbilden.“

„Hat Ihnen meine Frau nicht für einen Monat voraus bezahlt?“

„Ja, das hat sie... Aber wenn keine Kündigung erfolgt, dann muß ich mein Geld auch für den nächsten Monat bekommen... Und Sie können mir glauben, mein guter Herr Seemann, oder was Sie sonst sind.“

„Wie viel verlangen Sie?“ fragte er mit seiner unerschütterlichen Ruhe.

„Das macht vierzehn Kronen — natürlich!“

„Gut.“ Anders Svendsen holte sein Portemonnaie heraus, aber sein ganzes Vermögen bestand nur aus acht Kronen. Die legte er auf den Tisch und sagte dann:

„Nun werde ich Ihnen etwas sagen, Madame!... So weit ich die Sache verstehe, haben Sie nicht einen Schilling zu fordern. Aber ich will mich mit Ihnen nicht weiter zanken, und will nicht haben, daß der Junge auch nur einen einzigen Tag länger in diesem Schweinehaus bleibt. Hier sind acht Kronen, mehr habe ich nicht. Wenn Sie aber sonst noch was von mir wollen — ich heiße Anders Svendsen und wohne in Fischbed.“

Die kleine, bide Frau that, als werde sie nicht gehört, und die kleinen Pflegekinder gingen an der Thür.

Anders Svendsen aber ging fest und ruhig mit dem kleinen Ole auf dem Arm zur Thür hinaus.

Er hatte kein Geld mehr, um ein Eisenbahnbillet für die ganze Reise zu kaufen, und mußte eine recht ansehnliche Strecke zu Fuß zurücklegen, während er den Jungen den größten Theil des Weges auf dem Arme trug. Deshalb kam er erst spät am Abend nach Hause. Anne-Marie, die über sein Ausbleiben unruhig geworden war, saß auf und wartete auf ihn. Er trat mit Ole auf dem Arme in die

Stube und sie fuhr mit einem Schrei auf, als die Beiden sahen.

„Ist er krank... ist er todt?“

„Nein, er ist ganz gesund, und ich denke, wird sich noch besser fühlen, wenn er erst wieder frische Seeluft athmet. Ich konnte es nicht ertragen, ihn dadrin zu sehen, und habe mir fest zugeschworen, das sollte anders werden! Und da habe ich ihn denn gleich mitgenommen.“

„Aber die Anderen... was werden Die sagen? Glaubst Du auch, Du kannst das bei ihnen durchsetzen?“

Sie schlang die Arme um ihn und den Knaben und lachte und weinte zu gleicher Zeit.

„Ich habe es mit mir selbst abgemacht, wie ich es haben will, und jetzt wird es nicht anders,“ versetzte Anders Svendsen. „Das soll ein Beweis sein, wie lieb ich Dich habe.“

„Laß sie nur etwas sagen, dann sollen sie auf ihr Geschwätz eine Antwort bekommen, daß sie für's Erste nicht wieder kommen.“

Er hielt Wort. Sie fingen nämlich wieder in der alten Weise an und spotteten über das, was er gethan hatte. Es war eines Abends in der Schenk und sie hatten Alle mitfammen eins im Kopfe. Peter Nicolajsen war böshaft wie gewöhnlich, und während sie — etwa zehn Personen — bei ihrem Glanzbusch saßen, rief er zu Anders Svendsen hinüber:

„Hör' mal, Anders! Ist das wahr, was man von Dir erzählt? Sie sagen, Du hast den kleinen Ole Vater entdeckt und es soll ein seiner Herr sein.“

Er soll Dir 'n hübsches Stimmchen bezahlt haben, weil Du seine alte Liebste geheiratet und ihre Jungen in's Haus genommen hast!“

Anders Svendsen war ein friebfertiger Mensch, aber diesmal erhob er sich doch, und seine schönen braunen Augen funkelten so drohend, daß die Männer ein bißchen vor ihm zur Seite rückten. Dann ging er an das Tischende, wo Peter Nicolajsen saß, und bevor dieser sich vorsehen konnte, hatte Anders ihn um den Leib gepackt und warf ihn über die Tischplatte, daß Gläser und Krüge und Punschbowle zu Erde stürzten und der Bursche hinterher.

„Dart Ihr Andern mit etwas Ähnliches zu sagen, dann kommt nur her, daß ich Euch gleich auf einmal Bescheid geben kann!“

Aber sie sagten nichts, danach ihre Kräfte an Anders Svendsen zu messen; sie begriffen wohl auch, daß das Recht auf seiner Seite war. Die Gattin wirthswittwe kam herein und jammerte über das Geschehene. Anders Svendsen bezahlte die Bowle, die Gläser und Krüge, die er entzwei geschlagen hatte.

Seit der Zeit konnten er und Anne-Marie in Frieden und Freude mit einander leben.



Zwischen den Hecken.

Beeren winken reif und rund.
Wißt Du eine essen?
Reiß mir diese aus dem Mund!
Selt, ich bin vermess'n!
Aber Beeren roß wie Mut
Schmecken zwischen Füßen gut.
Sieh! ein bunter Schmetterling
kreiß um Deine Wangen.
Soll ich Dir das Zappelbing
Mit der Nüße fangen?
Selle ihn auf Deinen Hut,
Steht zu Band und Blumen gut.
Frühen löst ein all' Slavier,
Gold'n schaukeln frage.
Bede Hände reichst Du mir,
Und auf Gras und Hege
Sieht die Sonne weisse Nuth,
Und die Sonne ist uns gut.

Die Frage. Lange schon hatte er ihr die „Frage“ vorlegen wollen. Das eine Mal fehlte es ihm an Muth, das andere Mal war ihr Weisammensein zu groß. Aber heute sollte es heraus! Das hatte er sich vorgenommen. Er wußte, um welche Zeit sie ihr Weg durch den Park suchte, in dem er Gärtner war. Dann wollte er sie fragen.

Und sie kam um die gewohnte Stunde, mit dem Korbchen am Arm, in welchem sie die Einkäufe für ihre Dienstherrin besorgte. Er hatte sie angesprochen und sich nach ihrem Befinden erkundigt, wie er dies öfter zu thun pflegte. Dann aber war er mit dem Herangehrt, was ihm so schwer auf dem Herzen lag: ob sie seine Frau werden wolle.

Sie sagte nicht „Ja“ und nicht „Nein“. Sie wußte es ja schon lange, daß er eines schönen Tages mit dieser Frage kommen werde. Und doch kam es für sie so plötzlich, daß sie mit dem Schirm im Sande herumpfucherte und hinend vor sich nieder bliden konnte. Und auch ihm ist nicht ganz gehener zu Muth. Der Tag hat er zur Seite geneigt, die Rechte halb hütend ihr entgegengetreißt und mit der Linken, hinter seinem Rücken, hält er den Spaten.

Gucken, am Holzstamm vor dem Gärtnerhäuschen, steht Frau Neuger und späht mit der Hand vor den Augen nach den Beiden hinüber. Sie gäbe was darnun, wenn sie genau wüßte, was die Beiden miteinander haben. Gewisses weiß sie leider nicht, aber ihre Ahnung trüß nicht weit vom Ziel.

Der grasinische Pflug. Vor dieses höchst sonderbare, schwerfällige Möbel (Hackenpflug, an dem auch Schar und Messer keine Spur von Eisen ist) wird gewöhnlich sechs Paar Büffel gespannt, auf deren Jochen Burschen sitzen oder liegen und mit ein langen Gerle bald vornwärts, bald rückwärts schlagen um so die Thiere unter beständigem Geschrei und Zungenschmalzen anzutreiben. Es kommt sogar vor, daß bis vierundzwanzig Zugthiere vor das plumpe Geräthe gespannt werden, dieses uralte kaukasische Schauspiel, an welchem das Volk mit unbegreiflicher Fähigkeit festhält. Auf je vier Thiere kommt ein Kreiber, und dazu tritt noch ein Mann zur Lenkung des Pfluges. Da aber niemals alle Thiere zugleich anziehen, sondern bald die einen, bald die andere so ist ihre ungeheure Zugkraft, sowie die Arbeitsleistung von vier oder mehr Menschen und deren furchbares Geschrei fast verschwendet. Das schönste Schauspiel ist jedoch das Wenden. Mit Mühe werden die Thiere, nachdem zuerst der Pflug umgeworfen und nun ein Stück weit auf dem Boden fortgeschleift, zum Stehen gebracht. Alle Kreiber springen von den Jochen herab, die Büffel setzen sich in Trab und schreiben eine große Bogenschwenkung nach rechts, Kreiber laufen schreiend daneben her, bis der Pflug und der Zug wieder in Position sind. (G. Merz's Buch „Aus den Hochregionen des Kaukasus.“ Leipzig. Dum & Humblot.)